

VORARLBERGER LANDESTHEATER

T

August Strindberg

# FRÄULEIN JULIE

David Kopp, Rebecca Hammermüller

# FRÄULEIN JULIE

August Strindberg

Inszenierung \_ **Birgit Schreyer Duarte**  
Bühne und Kostüm \_ **Bartholomäus Martin Kleppek**  
Musik \_ **Oliver Rath**  
Choreografie und Regieassistenz \_ **Silvia Salzmann**  
Licht \_ **Simon Tamerl**  
Dramaturgie \_ **Juliane Schotte**  
Ausstattungsassistenz \_ **Leslie Bourgeois**  
Inspizienz \_ **Eva Lorünser**  
Regiehospitantz \_ **Daniel Spettel**

Fräulein Julie \_ **Rebecca Hammermüller**  
Jean \_ **David Kopp**  
Kristin \_ **Maria Lisa Huber**

**Premiere** \_ Do, 31.10.2024, 19.30 Uhr, Großes Haus

**Vorstellungen** \_ Do, 31. Oktober | Di, 5. November | Fr, 27. Dezember | Do, 30. Januar | Sa, 1. Februar, 19.30 Uhr | So, 3. November, 17 Uhr | Di, 31. Dezember, 18 Uhr, Großes Haus

Technische Leitung \_ **Tino Machalet**  
Assistenz Technische Leitung \_ **Leslie Bourgeois**  
Bühnenmeister \_ **Jörg Dettelbach, Werner Mathis**  
Bühnentechnik \_ **Johannes Moosbrugger, Werner Pettinger, Adrian Schnetzer**  
Beleuchtung und Video \_ **Simon Prantner, Simon Tamerl** (verantw. Beleuchtungsmeister)  
Ton \_ **Andreas Niedzwetzki**  
Veranstaltungstechnik \_ **Julian Schedler**  
Lehrlinge Veranstaltungstechnik \_ **Fuad-David Buaita, Manuel Dür**  
Ausstattungsassistenz \_ **Luisa Costales Pérez-Enciso**  
Requisite \_ **Arianna Corradini**  
Maske \_ **Tatjana Jäger, Tabea Zoe Herzer**  
Schneiderei \_ **Christine Schnell** (Leitung, Schneidermeisterin), **Kristina Weigele** (Gewandmeisterin)  
Garderobe \_ **Maria Oliveira Stabodin**  
Gebäude- und Betriebstechniker \_ **Robert Mäser**  
Werkstatt \_ **Claudius Rhomberg** (Leitung), **Kurt Amann, Roland Sonderegger**  
Bühnenmalerei \_ **Sarah Goldmann, Sebastian Hagen**

**Aufführungsdauer** \_ ca. 1 Stunde 50 Minuten, keine Pause

Bild- und Tonaufnahmen während der Aufführung sind nicht gestattet.

# Ich bin ein Teufelskerl

Swedish Institute, sweden.se

Johan August Strindberg wurde am 22. Januar 1849 geboren. Er sollte später sagen, dass seine Kindheit von Armut und Vernachlässigung geprägt gewesen sei, aber Familie Strindberg war wirtschaftlich nicht schlecht gestellt. Strindbergs Vater war Dampfschiffscommissionär. Aus dessen Ehe mit seiner Haushälterin gingen acht Kinder hervor. Strindbergs Mutter starb jung. Die Beziehung zum Vater war angespannt, nach einem heftigen Streit im Jahr 1876 sahen sich Vater und Sohn nie mehr wieder. Nach dem Abitur im Jahr 1867 führte Strindberg ein Nomadenleben. Er war als Lehrer und Tutor tätig, studierte Medizin und versuchte sich an einer Karriere als Schauspieler – alles ohne großen Erfolg. An der Universität Uppsala, an der er mit Unterbrechungen studierte, fand man ihn wegen seiner ständigen Querelen mit den Professoren unerträglich. Allerdings wurden Erwartungen als Schriftsteller in ihn gesetzt. Strindberg arbeitete eine Weile als Journalist für Dagens Nyheter, die größte schwedische Tageszeitung, und als Amanuensis an der Königlichen Bibliothek in Stockholm. In dieser Zeit lernte er Siri von Essen kennen, die seine erste Frau werden sollte. Von Essen war eine verheiratete Oberklassen-Finnlandschwedin mit Schauspielambitionen. Strindberg und von Essen verband eine stürmische Liebe, die zwischen Lust und Hass schwankte. Nach vielen Hochs und Tiefs vermählte sich das Paar 1877. Im Jahr 1879 wurde Das rote Zimmer veröffentlicht. Mit diesem satirischen Roman gelang August Strindberg der literarische Durchbruch. Durch den Erfolg beflügelt, betätigte sich Strindberg weiter schriftstellerisch, wobei er in seinen Werken oft die schwedische Obrigkeit angriff. Nach dem Erscheinen seiner beißenden Satire Das neue Reich (1882) waren die Reaktionen so feindlich, dass Strindberg Schweden verlassen musste. Für Familie Strindberg begann eine unstete Exilperiode in Europa. Strindberg sorgte in seinem Heimatland auch weiterhin für Skandale. Nach der Veröffentlichung der Novellensammlung Heiraten (1884-1886) musste er sich sogar wegen Gotteslästerung vor Gericht



Rebecca Hammermüller, Maria Lisa Huber, David Kopp

verantworten. Strindberg wurde freigesprochen, aber die mit der Anklage verbundene Erfahrung trug dazu bei, dass er zunehmend psychisch labil und paranoid wurde. Strindbergs Verfolgungswahn wirkte sich auch negativ auf seine zunehmend spannungsreichere Ehe aus. Dass die Ehekrise mit dem Erstarken der Frauenbewegung zusammenfiel, erklärt wahrscheinlich teilweise Strindbergs despektierliches Frauenbild. Nachdem sich August und Siri Strindberg 1891 scheiden lassen, ging Strindberg nach Berlin. Dort lernte er die österreichische Journalistin Frida Uhl kennen und heiratete sie kurz darauf. Das Paar bekam eine Tochter, trennte sich aber schon bald wieder. Strindberg zog nach Paris. Dort begann für ihn ein Lebensabschnitt, in dem er sich von unsichtbaren Feinden verfolgt fühlte und von Halluzinationen geplagt wurde: die sogenannte Inferno-Krise. In dieser Zeit erwachte auch Strindbergs Interesse für Naturwissenschaften und Alchemie. Nach der Inferno-Krise erlangte August Strindberg einen ausgeglicheneren Gemütszustand. Nach Schweden zurückgekehrt, heiratete er zum dritten Mal. Die Ehe mit der Schauspielerin Harriet Bosse war von kurzer Dauer, das Paar trennte sich bald nach der Geburt von Tochter Anne-Marie 1902. Im Jahr 1907 gründete August Strindberg mit dem Schauspieler August Falck in Stockholm das Intime Theater. Strindberg verfasste wieder sozialkritische Werke und wurde in die sogenannte Strindberg-Fehde verwickelt. Während seiner letzten Lebensjahre hatte August Strindberg eine Wohnung im Stockholmer Zentrum, in der heute auch das Strindberg-Museum untergebracht ist. Die Schauspielerin Fanny Falkner, August Strindbergs letzte große Liebe, lebte im selben Haus. Strindberg starb am 14. Mai 1912, wahrscheinlich an Magenkrebs. Strindbergs Trauerzug umfasste etwa 60 000 Personen. Die Zeitungen, die Strindberg einst heftig kritisiert hatten, schrieben nun glühende Nachrufe – Ironie des Schicksals für einen Schriftsteller, der zeitlebens gegen das Establishment opponiert hatte.

# Der Tick mit der Karotte

Marlene Engelhorn



Rebecca Hammermüller, David Kopp

Die Menschen im globalen Norden rennen also mehrheitlich im Hamsterrad des Turbokapitalismus einer Geld-Karotte hinterher. Und warum? Weil sie müssen. Wenn wir genauer hinsehen, merken wir, dass es für die allermeisten Menschen sogar nur das Versprechen einer Karotte ist, dem sie nachjagen. Für Überreiche gilt das nicht. Sie können aus dem Hamsterrad aussteigen und die Karotte einfach nehmen. Wenn sie wollen. Überreiche Menschen könnten sich aus dem Hamsterrad rauskaufen, aber selbst wenn sie es tun, schaffen sie das Hamsterrad nicht ab. Es gilt für sie nämlich dasselbe wie für alle Menschen: Sie definieren sich über ihr Umfeld. Und weil Überreichtum die Ausnahme ist, gibt es im Umfeld und auch in der öffentlichen Welt vor allem Menschen, die nicht überreich sind, sondern im Hamsterrad laufen müssen. Die Ironie ist, dass viele Menschen arbeiten, um reich zu werden, damit sie nicht mehr arbeiten müssen, während viele (über-)reiche Menschen arbeiten, um (Über-)Reichtum zu rechtfertigen. Warum machen überreiche Menschen das trotz Vermögen mit? Ist es eine Investition in den Leistungsmythos [...]? Wollen sie wirklich nur dazugehören? Arbeit ist nicht bloß die Tätigkeit an und für sich. Sie ist auch das ganze Drumherum, sie gehört zur Identität, sie trägt zur Rollenverteilung in und Teilhabe an einer modernen Gesellschaft bei. Ich finde es neurotisch, wenn viel Energie und viel Geld darauf verwendet werden, um zu arbeiten und so zu tun, als ob weder Energie noch Geld verwendet würden. Das Verschleiern der Privilegien ist das Verschleiern der Vormachtstellung, denn es zeigt, dass ich mich manchen Spielregeln nicht beugen muss, die für andere täglich spürbar sind. Ich muss nicht arbeiten, sondern ich kann. Ich kenne Druck, aber nicht den Druck, zum Leben arbeiten zu müssen. Ich weiß auch nicht, was es heißt, kein Geld zu haben. Das entfremdet mich und darum tue ich so, als wüsste ich doch, was das heißt. Überreiche, die bescheiden wirken wollen, schweigen über Geld, weil sie über Macht schweigen. Oder sie sprechen über Geld, als wäre es eine Lappalie, um damit die Macht,

die im Vermögen, im Überreichtum, im Geld steckt, zu verharmlosen. Geld als Vermögen ist Macht im Konjunktiv. Ich könnte, wenn ich wollte. Das verleugnet die Wirklichkeit und blockiert unsere Entwicklung hin zu einer gerechten Gesellschaft. Wir leben in einem System, in dem fast alles mit Geld geregelt werden kann. Das heißt auch: kein Geld zu haben, kann eine enorme Bedrohung darstellen. Und da sind wir wieder bei Angst und Unsicherheit. Mit Geld lässt sich die Befreiung von diesen Gefühlen bezahlen, aber nur im Rahmen dessen, was es zum Leben braucht. Alles, was darüber hinausgeht, bedient nur den Wunsch danach, die Situation permanent unter Kontrolle zu halten, weil auf das staatliche Sicherheitsnetz vermeintlich kein Verlass ist. Dem sollte der Versuch entgegengestellt werden, genau dieses staatliche Sicherheitsnetz gemeinsam aufzubauen. Absurderweise stehen individuelle finanzielle Sicherheitsnetze dem gegenüber: ein engmaschiger privater Ersatz der Reichen und Überreichen für den Sozialstaat, der dem neoliberalen Kapitalismus unserer Zeit immer mehr geopfert wird. Für Menschen, die für Geld arbeiten müssen, gilt, dass Unsicherheit und Angst echte Gefühle sind, die direkt aus dem Alltag kommen. Für Menschen, die für Geld arbeiten können, wenn sie wollen, gilt das nicht. Trotzdem fühlen sich deren Angst und Druck auch echt an. Das liegt in ihrem Wesen als Gefühle, sie müssen keine reale Bedrohung kennen, sie können diffus herumwabern. Ein anderes wichtiges Gefühl ist die Scham: Überreiche spüren sie, wenn sie bemerken, dass es anderen strukturell schlechter geht als ihnen selbst. All das beeinflusst das Handeln von Menschen, auch wenn sie überreich sind, weil sie zunächst von ihrer Gefühlswelt gesteuert werden und nicht vom Kontostand [...] Nur, weil wir alles globalisiert und komplex in Zahlen strukturiert haben, heißt das nicht, dass wir nicht trotzdem kleine, weiche Menschen sind, die ziemlich leicht kaputtgehen, wenn sie sich allein und wertlos fühlen, sich fürchten und schämen.

Heute Abend sind wir ja als freie  
Menschen auf dem Fest und legen  
allen Rang ab!

*Julie*



Rebecca Hammermüller, David Kopp

# Aufsteigerkinder

Daniela Dröscher

Mein milieuspezifischer Habitus brach sich in Form von Überforderung, Perfektion und Ungeduld Bahn. Ein Aufsteigerkind ist anders ungeduldig als der Adelspross, es ist anders perfektionistisch als das Bürgerkind und anders überambitioniert als ein Arbeiterkind. Zum humanistischen Ideal gehört notwendig das Zaudern. Das Scheitern, der Umweg. Ich aber war das weiße Kaninchen aus „Alice im Wunderland“, ich hatte „keine Zeit, keine Zeit“. Ich begann, mich systematisch zu überfordern, ohne es zu merken – es fühlte sich N O R M A L an, so viel zu arbeiten.

Immer da war das Gefühl des Zu-SPÄT. Schon immer war es zu spät gewesen. Ich hätte schon immer so viel mehr lernen müssen, als ich jetzt noch lernen konnte.

Wie erleichtert war ich, zu erfahren, dass dieses Gefühl mich nicht täuschte – dass es auf realen ungleichen Voraussetzungen beruhte.

Wenn die Angehörigen benachteiligter Klassen glauben, sie hätten eine alte Zugangsschranke überwunden, müssen sie häufig feststellen, dass das Erreichte mittlerweile seinen Wert verloren hat. Der Abstieg mag langsamer verlaufen, der Ausschluss später stattfinden, aber der Abstand zwischen Herrschenden und Beherrschten bleibt konstant. Er reproduziert sich, indem er sich verschiebt. (Eribon)

Ich habe einen Traum, der hie und da wiederkommt und an den ich jetzt denken muss. Ich sitze auf einer hohen Säule und sehe keine Möglichkeit herunterzukommen; mir schwindelt, wenn ich hinuntersehe, und doch muss ich hinunter, aber ich habe nicht den Mut mich hinabzustürzen; ich kann mich nicht festhalten und ich sehne mich darnach zu fallen; aber ich falle nicht. Und komme ich auf der Erde auf, so will ich in die Erde hinein. Haben Sie jemals so etwas empfunden?

*Julie*



Nein! Ich pflege zu träumen, ich läge unter einem hohen Baum in einem düstern Walde. Ich will hinauf, hinauf zum Wipfel, und mich in der lichten Landschaft umsehen, wo die Sonne scheint, und das Vogelnest dort oben plündern, in dem die Goldeier liegen. Und ich kletterte und kletterte, aber der Stamm ist so dick und so glatt, und es ist so weit bis zum ersten Zweig. Aber ich weiß, wenn ich nur den ersten Zweig erreichte, könnte ich zum Wipfel, wie auf einer Leiter, emporsteigen.

# Armut sind die anderen

Daniela Brodesser

Eigentlich wollte ich in den letzten Jahren versuchen, mich dem Thema Armut auf rein struktureller Ebene zu nähern, doch daran scheitere ich immer wieder. Warum? Weil unsere Gesellschaft nur dann aufmerksam zuhört, wenn sie Geschichten und Schicksale vorgeführt bekommt. Wenn sie nachempfinden kann, ohne je selbst in der Situation gewesen sein zu müssen. Ich werde in diesem Essay die ganz persönliche Geschichte meiner Familie erzählen. Wie wir, eine nicht reiche, aber durchschnittliche Mittelklasse-Familie, eines Tages begriffen, dass Armut nicht nur die anderen trifft, sondern tatsächlich auch uns. Wie wir ausgegrenzt und stigmatisiert wurden und ich schließlich dachte, ich sei selbst daran schuld. Unsere Geschichte ist kein bedauerliches Einzelschicksal, sondern eine von vielen: Ganze 17 Prozent der Bevölkerung in Österreich sind armuts- oder ausgrenzungsgefährdet [...]

Obwohl ein so hoher Prozentsatz der Bevölkerung von Armut betroffen ist, bekommen die meisten Menschen in ihrem Alltag davon kaum etwas mit. Denn dass jemand unterhalb der Armutsgrenze lebt, ist nicht unbedingt sichtbar. Vor einigen Jahren hat mir der Satz „Aber Sie wirken doch gar nicht so, als wären Sie arm!“ noch geschmeichelt, weil ich dachte: Okay, ich kann mich, obwohl ich weit unter der Armutsgrenze lebe, so präsentieren, als wäre ich ganz „normal“. Inzwischen ärgern mich solche Aussagen nur noch, denn sie implizieren: Wer arm ist, kann sich nicht „normal“ kleiden oder müsse ungepflegt sein. Ich laufe heute übrigens öfter in legerer Kleidung herum als noch während der Zeit der Armut. Weil es mir inzwischen egal ist. Weil ich mich nicht mehr rechtfertigen muss. Weil ich nicht das Gefühl habe, etwas verstecken zu müssen. Beschämung beginnt klein, unauffällig. Ich habe sie zumindest in der ersten Zeit nicht einmal wahrgenommen. Wahrscheinlich wollte ich sie nicht sehen. Wollte nicht, dass die Sätze auf mich zutreffen. Armut trifft mich doch nicht, denn ich bin weder faul noch ungebildet noch eine Schmarotzerin. Also können diese Sätze, diese Zuschreibungen, doch gar nicht für mich gemeint sein! Noch immer war ich selbst in diesem Denken gefangen, dass Armut „die anderen“ sind. Die, die faul vorm Fernseher sitzen, die ja wirklich nichts ändern möchten. Ja, auch ich habe einmal so gedacht. Oder passe ich etwa doch in diese Schublade und sehe es nur nicht? Je öfter man Vorurteile zu hören bekommt, desto tiefer setzen sie sich fest. Und bleiben. Und stechen. Ist womöglich etwas Wahres dran? Suche ich nur Ausreden? Bin ich zu wenig bemüht? Doch bis man die Beschämungen selbst glaubt und übernimmt, vergeht noch einige Zeit, in der man an seinem alten Leben festhält und versucht mitzuhalten.



Aber es ist ja doch ein Unterschied zwischen Leuten und Leuten.

*Kristin*



Rebecca Hammermüller, David Kopp

## Nicht Scham, sondern Wut

Marlen Höbrack

Das Phänomen des Klassismus hat viele Ebenen - die strukturellen und materiellen Grundlagen von Arbeit und Gesellschaft gehören dazu. Aber ein wichtiger Bestandteil von Klassismus ist die inkorporierte Scham der Angehörigen der unteren Klassen, was sowohl die Arbeiterklasse als auch die Klasse der Armen meint. Klassistische Beschämung und die inkorporierte Scham der Betroffenen dienen letztlich dazu, den Klassenstatus quo aufrechtzuerhalten [...].

Audre Lorde schrieb in ihrem Text Vom Nutzen unseres Ärgers, wie befreiend und konstruktiv das Gefühl der Wut sein könne. Sie feierte die Wut als revolutionäre Kraft, sie empfahl sie ihren Schwestern, obgleich sie wusste, dass insbesondere schwarze Frauen, die öffentlich Wut zeigen, gerne in die rassistische Kategorie der „verrückten Schwarzen“ gesteckt, ergo als gefährlich verunglimpft werden. Sie sind gewiss nicht verrückt, aber gefährlich allemal: Wut hat eine verändernde Kraft. Wir müssen aufhören, von der Scham zu sprechen, und anfangen, über die Klassenwut zu sprechen. Nicht Scham, sondern Wut ist das Mittel zur Veränderung. Scham lähmt und führt zu Rückzug, Wut drängt nach vorne [...].

Es geht mir also in Wahrheit gar nicht um Klassenscham. Dieser Text ist ein Plädoyer für Klassenkampf.

## Gläserne Wände

Didier Eribon

Die Position innerhalb des Klassengefüges hat sehr großen Einfluss darauf, welche Wege als erstrebenswert wahrgenommen werden, von der Einschätzung ihrer Realisierbarkeit ganz zu schweigen. Als ob es zwischen den sozialen Welten gläserne Wände gäbe, die bestimmen, was man im Inneren einer jeden Welt für wünschenswert oder machbar hält, was man werden wollen soll und wollen kann und was nicht. Dass es anderswo anders zugeht, dass andere Leute andere Ziele und Möglichkeiten haben, weiß man sehr wohl, aber dieses Anderswo liegt in einem so unerreichbaren, separaten Universum, dass man sich weder ausgeschlossen noch benachteiligt fühlt, wenn einem der Zugang zu den Selbstverständlichkeiten der anderen verwehrt bleibt. So ist die Welt geordnet, Punkt. Warum, weiß man nicht. Dazu müsste man sich selbst von außen betrachten, bräuchte einen Überblick über das eigene Leben und das Leben der anderen.



# Körper

Pierre Bourdieu

Weil der Körper (in unterschiedlichem Ausmaß) exponiert ist, weil er in der Welt ins Spiel, in Gefahr gebracht wird, dem Risiko der Empfindung, der Verletzung, des Leids, manchmal des Tods ausgesetzt, also gezwungen ist, die Welt ernst zu nehmen (und nichts ist ernsthafter als Empfindungen – sie berühren uns bis ins Innerste unserer organischen Ausstattung hinein), ist er in der Lage, Dispositionen zu erwerben, die ihrerseits eine Öffnung zur Welt darstellen, das heißt zu den Strukturen der sozialen Welt, deren leibgewordene Gestalt sie sind.

# Der verlängerte Arm der Gesellschaft im Selbst

Eva Illouz

Wenn uns Gefühle oft mit ihrer gebieterischen Selbstverständlichkeit und Dringlichkeit überwältigen, dann deshalb, weil sie in verdichteter Form soziale Strukturen, Gruppenidentitäten und moralische Codes beinhalten. Wohl haben Gefühle eine biologische Grundlage, doch sind sie auch Momente, in denen grundlegende soziale Prozesse wie Herrschaft, Konkurrenz, Abhängigkeit, Unterwürfigkeit, Ungleichheit, Verbundenheit und Normen der Gerechtigkeit von einer individuellen Person verarbeitet werden. In Emotionen überlappen sich das Biologische, das Psychologische und Soziologische aufs Engste. Mag die Behauptung auch trivial erscheinen, dass unser Gefühlserleben kollektive Kategorien und Einheiten einschließt, so blenden wir in unserem Selbstverständnis die Rolle, die die Gesellschaft für es spielt, doch gerne aus. Uns gelüstet es nach Körpern, deren Attraktivität von den Konventionen der Schönheitsindustrie bestimmt ist, wir hegen aber die Illusion der Einzigartigkeit unseres Begehrens. (...) Allzu oft lädt uns die moderne Kultur ein, uns als ausnehmend einzigartige Individuen zu empfinden, so dass wir darüber leicht vergessen, wie wenig unsere intime Erfahrung nur unsere eigene ist. Fledermäusen gleich, die Signale aussenden, um Hindernisse auf ihrer Flugbahn zu erkennen, nutzen wir unsere Emotionen, um halb bewusst und halb blind zu ergründen, in welchem Ausmaß sich die Welt unserem Streben entgegenstellt, was wir in dieser Welt begehren und welche Rolle wir in ihr spielen sollten. Emotionale Reaktionen sind sowohl die Folge unsichtbarer Ketten von Ursachen, die ihnen vorausgehen, als auch Strategien, um ebendiesen Prozess zu verstehen und zu steuern. Gefühle verlängern gewissermaßen den Arm der Gesellschaft im Selbst. Durch ihren sozialen Charakter verfügen sie außerdem über eine kulturelle und soziale Grammatik, die uns hilft, Vermutungen über die Gefühle anderer anzustellen, Schlüsse über die Gefühle realer oder fiktiver Personen zu ziehen und die emotionalen Reaktionen anderer vorauszuahnen. All das und noch viel mehr können wir tun, weil wir mit anderen Menschen das Wissen um die Regeln und Normen teilen, die unseren und ihren Gefühlen zugrunde liegen. (...) Ein Beispiel: Ein Mann beleidigt Sie. Was Sie dann wirklich empfinden, wie Sie Ihr Gefühl nennen und wie Sie reagieren werden, hängt in hohem Maße davon ab, ob Sie ein Mann oder eine Frau sind, ob Sie von einer aristokratischen Ethik der Ehre, einer christlichen Ethik der Vergebung oder einer maskulinen Ethik vernünftiger Selbstbeherrschung bestimmt sind. Womöglich verspüren Sie eine Reihe widersprüchlicher Emotionen, aber eine davon – sei es Spott oder Schulterzucken, Schweigen oder die Aufforderung zum Duell – werden Sie, je nach Ihrer

Identität, gesellschaftlichen Position und moralischen Kernüberzeugung, bevorzugen. Wir benennen, was wir fühlen (oder nehmen gedanklich vorweg, was andere uns gegenüber empfinden), indem wir uns unbewusst auf die Definitionen der Situationen, in die wir verstrickt sind, beziehen, auf ihre „Gebote“ und „Verbote“. Wir verarbeiten Erlebnisse, indem wir die emotionalen Etiketten aufrufen, die ihnen anhaften, und die Kultur liefert diese Etiketten, indem sie uns hilft, all die Elemente, die sich in unserem Innenleben tummeln, zu benennen, zu klassifizieren, zu kategorisieren und zu interpretieren. Oft folgen unsere Reaktionen und Aktionen solchen Interpretationen, wenn auch keinesfalls systematisch. Weil an Gefühlen so viel Kultur hängt, müssen wir unsere informierte Vorstellungskraft bemühen, um zu verstehen, was die Angst vor der Hölle für Menschen im Mittelalter bedeutet haben mag oder was Homer meinte, als er sagte, Odysseus' Tränen seien wie die Tränen einer Frau, die sich „über ihren toten Mann wirft, der im Kampf um seine Stadt gefallen ist“. Wir müssen sie bemühen, weil uns andernfalls verschlossen bliebe, warum sich eine Frau im 19. Jahrhundert darum bemühte, ein heiterer „Engel im Haushalt“ zu sein, oder warum sich ein männlicher Beduine persönlich stark beschämt fühlt, wenn jemand in sexueller Weise von seiner Schwester spricht. Oder warum die Menschen auf Ifalik, einem mikronesischen Atoll, größten Wert darauf legen, die moralische und emotionale Kategorie *metagu* sowohl zu fühlen als auch zum Ausdruck zu bringen, nämlich die Befürchtung, gegen Rang und Hierarchie zu verstoßen. Die auf dem ersten Blick naheliegende Annahme, dass sich Emotionen in stärkerem Maße innerhalb des Selbst abspielen als beispielsweise das Sprechen, ist falsch. Sie stehen vielmehr an der Schwelle zwischen äußerem und innerem Selbst. Emotionen sind liminal (vom lateinischen Ausdruck für Schwelle: *limen*). Der Neid auf meine Nachbarin, die Furcht vor dem Fremden oder der Nationalstolz sind Weisen, die Schwelle zwischen meinem Selbst und der Welt zu errichten, auszuhandeln und aufrechtzuerhalten. Anders gesagt: Die (meisten) Gefühle sind der Dialog, den wir *sotto voce* mit der Welt führen. Durch Gefühle internalisieren wir die äußere Welt und externalisieren wir unsere innere Welt, und zwar fortwährend und nahtlos. Wie die ausgeschnittenen Figuren in einem Schattenspiel sind Emotionen zu erkennen, weil es hinter ihnen eine Lichtquelle – die sozialen und kulturellen Ursachen – und eine durchscheinende Leinwand gibt, auf die sie projiziert werden können – eine konkrete soziale Situation mit bestimmten Individuen, die in ihr agieren.

Bei manchem Einzelnen ist wohl  
genug Resilienz vorhanden, um in  
der Welt emporzukommen, aber  
wie oft ist das schon der Fall!

*Jean*





Rebecca Hammermüller, David Kopp

## Textnachweise

### Ich bin ein Teufelskerl

Swedish Institute, sweden.se online abrufbar [hier](#)

### Der Tick mit der Karotte

Engelhorn, Marlene: Geld. Jung und Jung. Salzburg, Wien 2019, S. 85-87, S. 90

### Aufsteigerkinder

Dröschner, Daniela: Zeige deine Klasse. Die Geschichte meiner sozialen Herkunft. Hoffmann und Campe Verlag. Hamburg 2018, S. 191-192

### Armut sind die anderen

Brodesser, Daniela: Armut. Jung und Jung. Salzburg, Wien 2023, S. 8-9, 14-15

### Nicht Scham, sondern Wut

Hobrack, Marlen: Nicht Scham, sondern Wut. In: ZEIT. Online abrufbar [hier](#)

### Gläserne Wände

Eribon, Didier: Rückkehr nach Reims. Suhrkamp Verlag. Berlin 2016, S. 40

### Körper

Bourdieu, Pierre: Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft. Suhrkamp Verlag. Frankfurt am Main 2001. S. 180

### Der verlängerte Arm der Gesellschaft im Selbst

Illouz, Eva: Explosive Moderne. Suhrkamp Verlag. Berlin 2024, S. 15-18

Hinweis: Schreibweise, Zeichensetzung und Hervorhebungen entsprechen den verwendeten literarischen Quellen.

## Fotografie \_ Anja Köhler

### Impressum

Vorarlberger Landestheater, Seestraße 2, 6900 Bregenz


info@landestheater.org, www.landestheater.org

Intendantin \_ Stephanie Gräve

Geschäftsführerin \_ Monika Wagner

Redaktion \_ Juliane Schotte

Konzept und Gestaltung \_ Julia Benning

 landestheatervorarlberg

 vorarlbergerlandestheater

**landestheater.org**



A woman is shown in profile, sitting on a stage. She is wearing a light blue, long-sleeved dress with a high collar and a large, elaborate floral crown made of green leaves and white flowers. Her hair is styled in a long braid. She is holding a small bouquet of white flowers. The background is dark, and the scene is lit from the side, creating a dramatic effect. The text 'landestheater.org' is overlaid in the center of the image.

[landestheater.org](http://landestheater.org)